Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 10 (1942-1943)
Heft: 2

Artikel: Zur Geschichte des Romans "Krieg und Frieden"
Autor: Berndl, Ludwig
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759875

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zur Geschichte des Romans „Krieg und Frieden“

Von Ludwig Berndl

Der Alfred Scherz Verlag, Bern, hat vor kurzem eine schöne Neuausgabe in 2 Bänden von Leo Tolstois Meisterwerk: „Krieg und Frieden“ in der bekannten Uebersetzung von Erich Boehme herausgebracht. Die Kriegsereignisse hatten bei vielen den spontanen Wunsch geweckt, das russische Nationalepos, in dessen Mittelpunkt der Feldzug Napoleons steht, kennen zu lernen oder wieder zu lesen. Die Buchhändler konnten aber die Nachfrage nach dem Roman nicht befriedigen, weil von den zahlreichen deutschen Ausgaben zur Zeit keine erhältlich ist. So wurde denn das Unternehmen des rührigen Berner Verlages überall willkommen geheissen. Eduard Korrodi hat für die Neuausgabe eine ausgezeichnete Einleitung geschrieben, die Wesentliches über Geist und Gehalt der grossen Dichtung auf knappem Raume umschreibt. Im Folgenden geben wir einem Tolstoi-Forscher und Uebersetzer das Wort, der den Dichter noch persönlich gekannt und auf seinem Gute Jassnaja Poljana geweilt hat.

Das russische Nationalepos „Krieg und Frieden” entstand in den Jahren 1864—1869, die Konzeption des Werkes und die ersten Anfänge gehen in frühere Jahre zurück. Im Herbst des Jahres 1859 reiste Tolstoj nach Petersburg, um Material über die „Dekabristen”, d. h. über die Teilnehmer am Petersburger Dezemberaufstand von 1825, zu sammeln, da er die Absicht hatte, einen Roman aus dieser Epoche zu schreiben. Er wollte beweisen, dass in der Sache der Dekabristen niemand schuldig war. Um die Oertlichkeit zu studieren, begab er sich, ausgerüstet mit einer speziellen Erlaubnis, sogar in die düstere Peter-Paul-Festung, in der die Dekabristen geschmachtet hatten, bevor einige von ihnen, und gerade die edelsten, gehenkt wurden. Durch seine Beziehungen zum Petersburger Hofadel verschaffte er sich alle möglichen Dokumente über diese Zeit und vertiefte sich mit wahrer Leidenschaft in das Studium derselben. Aber indem er versuchte, die Epoche der Dekabristen zu rekonstruieren, ging er in Gedanken in die vorhergehende Epoche zurück, um die Vergangenheit seiner Helden kennen zu lernen. Auf der Suche nach den letzten Ursachen der Ereignisse, die er beschreiben wollte, ging er immer weiter in die Vergangenheit zurück und gelangte so zu der Epoche des Krieges gegen Napoleon, die ihn so packte, dass

er darüber die Dekabristen vergass, deren Schicksale zu erzählen er ursprünglich vorgehabt hatte. Der grosse Stoff hatte seinen grossen Gestalter gefunden.

Es ist aber kaum anzunehmen, dass Tolstoj von allem Anfang an sein Werk in den kolossalen Umrissen skizziert haben wird, in denen es heute vor unseren Augen liegt. „Ars longa, vita brevis", schrieb er damals an einen Freund. Er beeilte sich, die ersten zwei Teile drucken zu lassen; sie erschienen unter dem Titel „Das Jahr Eintausendachthundertfünf" zuerst in einer Zeitschrift, hernach in Buchform. Bald nachdem der Dichter die ersten Abschnitte geschrieben hatte, traf ihn ein Unglück: er stürzte vom Pferd und renkte sich den Arm aus. Zwei Aerzte aus dem nahen Tula renkten ihm unter Assistenz von zwei Jassnopoljaner Bauern den Arm ein so gut es gehen wollte; aber der Arm heilte nicht und musste, diesmal in Moskau, von erfahrenen Aerzten nochmals ausgerenkt und dann in die richtige Lage gebracht werden. Merkwürdig klingt, was Tolstoj über diesen Vorfall einem Freunde schrieb: „Nach dem Sturz vom Pferd", heisst es in diesem Brief, „und kaum aus meiner Ohnmacht erwacht, fühlte ich: du bist ein Schriftsteller!"

Nach dieser Unterbrechung setzte er seine intensive Arbeit an dem neuen Roman fort. Wieder sammelte sich bei ihm umfangreiches Material an Briefen, Tagebüchern, Dokumenten aller Art, die sich auf die Zeit bezogen, die er schildern wollte. Er suchte Personen auf, deren Erinnerungen in jene Zeit zurückreichten; er besuchte das Schlachtfeld von Borodinò, wo die berühmte „Schlacht um Russland", wie man heute sagen würde, stattgefunden hatte; und er verbrachte ganze Tage in der Bibliothek des Moskauer Rumjanzew-Musseums beim Studium der Archive aus jener Epoche.

In seinem Tagebuch aus jener Zeit lesen wir:

„Soeben hat mich ein froher Gedanke beglückt: ich weiss jetzt, dass ich Grosses schaffen kann: die psychologische Geschichte Alexanders und Napoleons. Napoleon gerät in Verwirrung und ist am 18. Brumaire vor der Assemblée schon zum Verzicht bereit. Der Zug der Franzosen nach Aegypten war ein Eitelkeitsverbrechen. Die Bulletins strotzen von Lügen. Der Vertrag von Pressburg ist ein Taschenspieler-Truc.

Auf der Brücke von Arcole fällt er in eine Pfütze. Er ist ein schlechter Reiter. Während seiner Feldzüge in Italien schleppt er Bilder und Statuen fort. Auf dem Schlachtfeld paradiert er gern. Kadaver und Verwundete sind seine Augenweide. Dreimal korrigiert er die Berichte von der Schlacht bei Rivoli, immer ärger lügend. Zuerst war er stark durch Einseitigkeit. Später wurde er Fatalist: alles, was geschieht, muss geschehen. Die andern sind gewöhnlicher Plebs, er ist an einen Stern gebunden. Hernach die Verrücktheit: die Tochter der Cäsaren soll in sein Bett steigen. Auf Sankt Helena ists dann die vollendete Narrheit und Nichtigkeit. Gross wars, als der Raum gross war; auf schmalem Boden ward seine Nichtigkeit offenbar. Und der Schluss: ein miserabler Tod.

„Alexander: intelligent, charmant, sensibel, trachtet nach menschlicher Grösse. Billigt (verhindert nicht) die Ermordung Pauls. Projektiert die Erneuerung Europas. Seine Tränen zu Austerlitz. Tilsit. Taumel auf der Höhe des Glücks. Sieg. Triumph, der ihn selbst erschreckt. Aeussere Verwirrung und innere Klarheit. Sein Tod."

In dieser abrupten Tagebuchnotiz haben wir den Leitgedanken des geschichtsphilosophischen Teils in dem Roman „Krieg und Frieden" vor uns — wie Tolstoj die Dinge damals sah. Sah er sie richtig? War er in der Beurteilung der Protagonisten jenes Schicksalsdramas immer gerecht? Dass die Historiker in ihren Urteilen von einander abweichen, ist bekannt. Ein Thiers konnte sich in byzantinischen Verhimmelungen Napoleons nicht genug tun. Michailowskij-Daniljewskij, der Historiker des russischen Nationalkrieges, sündigte nicht selten im entgegengesetzten Sinn. Unser verehrter Geschichtslehrer, Professor Woker, an den seine ehemaligen Berner Schüler nicht ohne Rührung zurückdenken, bebte vor Entrüstung, wenn er von den Taten und Untaten des „Schufts" Napoleon sprach. Anatole France, der in seinem Urteil über den Korsen dem strengen Spruch Tolstojs am nächsten kommt, sagte einmal: „Qui donc a surnommé l'empereur: Jupiter Scapin? C'est cela, mon ami, c'est cela!... Le grand Napoléon est tout près de la canaille." Nach Anatole France verstand Napoleon nicht einmal richtig französisch: „Il jargonnait une sorte de charabia à l'italienne." Mag nun der grosse Spötter recht haben oder

nicht, so ist soviel gewiss, dass er für Heldenverehrung kein Organ hatte, und in diesem Punkt war Tolstoj sogar noch der grössere Ketzer. Für ihn gab es keine grossen Männer, er sah die Menschen nackt, liebte die einen, die einfachen, demütigen, die stummen Opfer fremder Willkür und Grausamkeit, und hasste aus ganzer Seele die sich zu Uebermenschen aufblähenden Uebeltäter, die jenseits von gut und böse zu stehen vermeinen und diesseits stehen geblieben sind.

Den Selbstherrscher aller Reussen, Alexander I., der vierundzwanzig Jahre bis zu seinem 1825 in Taganrog erfolgten Tode Russland regierte und sich selbst „pour un heureux hasard" hielt, schilderte Tolstoj damals, als er „Krieg und Frieden" schrieb, noch mit einer Art Zuneigung, ja fast Zärtlichkeit. Später änderte sich sein Urteil über ihn gewaltig. Von Nikolaus I. sprechend, sagt Tolstoj in dem nachgelassenen Fragment über die russischen Zaren: „Für einen ebenso grossen Menschen hatte sich sein Bruder gehalten (Alexander I.), den Nikolaus seinen Wohltäter zu nennen pflegte, den das Volk den „Gesegneten" nannte, — der falsche, wollüstige, grausame Pharisäer und Vatermörder, der mit Hilfe seines Kriegsministers, des Grafen Araktschejew, Tausende Menschen zu Tode prügeln liess und von dem das Wort stammt, er werde eher den Weg von Tschudowo bis Petersburg mit Leichen belegen lassen, als von seinem absurden Plan der Militärkolonien Abstand nehmen."

Tolstojs Roman ist aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt und gemischt. Geschichtliches vereinigt sich mit Dichterischem und alles zusammen ist von einer besonderen Philosophie überglänzt. Neben den historischen Kapiteln geht ein Familienroman einher, in den aber die Geschichte jener Tage unausgesetzt hineinspielt. Für diesen Familienroman hat Tolstoj reichlich aus seinen eigenen Familienarchiven geschöpft, und zwar hauptsächlich aus den Archiven seiner Verwandten mütterlicherseits, der Fürsten Wolkonskij, die ihren Ursprung bis auf Rurik zurückführten, nicht anders als die Romanows. Der dreizehnte Nachkomme Ruriks, ein Fürst Iwan Jurijewitsch, erhielt zu Anfang des elften Jahrhunderts das Besitztum Wolkonskij am Ufer des Flusses Wolkona zu Lehen. Unter den Vorfahren Tolstojs ist als eine bedeutende Gestalt sein Ur-

grossvater Fürst Sergej Fjodorowitsch Wolkonskij zu nennen, der in seiner Eigenschaft als General am siebenjährigen Kriege teilnahm. Er starb im Jahre 1784. Sein jüngster Sohn, Fürst Nikolaj Sergejewitsch, geboren 1753, war Tolstojs Grossvater. Dieser war zur Regierungszeit Katharinas II. General en chef gewesen. Er befand sich in der Suite der Kaiserin zu Mohilòw und war dort Zeuge der ersten Entrevue Katharinas mit Kaiser Joseph II. Im Jahre 1793 wurde er zum ausserordentlichen Gesandten in Berlin ernannt anlässlich der Vermählung des Erbprinzen und späteren Königs von Preussen Friedrich-Wilhelm III. Er fiel später bei der Kaiserin in Ungnade, weil er sich geweigert hatte, die Mätresse Potjómkins zu heiraten. Wer Potjómkin (Potemkin) war, ist bekannt: einer der zahllosen Günstlinge der grossen ... Kaiserin. „Wie kommt Er auf den kuriosen Einfall, ich könne Seine Schlumpe heiraten?!" sagte Fürst Nikolaj Sergejewitsch Wolkonski dem Günstling Potjomkin ins Gesicht, als dieser ihm den unsauberen Handel vorschlug. Diese Antwort zerstörte nicht nur seine Karriere, sondern trug ihm auch die Verschickung nach Archangelsk ein, wo er, immerhin noch als Gouverneur des Distrikts, bis zum Regierungsantritt Pauls I. verblieb. Er nahm dann seinen Abschied, heiratete die Fürstin Katharina Trubezkoj und zog sich auf sein Gut Jassnaja Poljana zurück. Die Fürstin Katharina Dmitrijewna starb bald und hinterliess ihm eine einzige Tochter: Maria. Mit dieser Tochter und einer Französin lebte er zusammen bis zu seinem Tode im Jahre 1821 in Jassnaja. In dem Roman „Krieg und Frieden" schildert Tolstoj den alten Fürsten unter dem Namen Bolkonskij; dessen Tochter, Tolstojs Mutter, tritt unter ihrem wirklichen Namen auf, und das gräfliche Gut mit dem herrlichen Park, den der Grossvater geschaffen hatte, heisst im Roman „Lyssyja Gory", zu deutsch „Kahlenberge".

Tolstoj hat seine Mutter nicht gekannt, denn sie starb, nach neunjähriger Ehe, bei der Geburt eines Mädchens, als der kleine Leo erst anderthalb Jahre alt war. Der Dichter hatte daher von ihr keine klare Vorstellung und war dessen beinahe froh, wie er in seinen autobiographischen Notizen sagt: ihr Bild schwebte ihm sein ganzes Leben hindurch in rein geistiger Verklärung vor. Aus den Erzählungen anderer

aber wusste er, dass sie für ihre Zeit sehr gebildet gewesen war. Ausser dem Russischen, das sie, anders als es damals in den höchsten Kreisen der russischen Gesellschaft Mode war, ausgezeichnet verstand, beherrschte sie das Französische, das Deutsche, das Italienische und das Englische in Wort und Schrift. Sie spielte ausgezeichnet Klavier und improvisierte Märchen und Geschichten, die sie ihren Kindern, vier Söhnen, erzählte. Eine grosse Selbstbeherrschung war ihr eigen. Dieselben Züge hat Tolstoj der Fürstin Maria Bolkonskij in „Krieg und Frieden" geliehen. In Nikolaj Rostow zeichnete er seinen leichtlebigen, heiteren Vater, der als Leutnant und später Hauptmann an verschiedenen Feldzügen von 1813 teilgenommen, dann seinen Abschied genommen hatte und, da er unter der despotischen Regierung Nikolaus I. nicht dienen wollte, mit Jagd und Lektüre beschäftigt, in Jassnaja lebte. Der Vater dieses Nikolaj, Graf Ilja Rostow, den Tolstoj als einen charakterschwachen, zur Verschwendung neigenden Gourmet schildert, hatte sein Urbild in dem Grafen Ilja Andréjewitsch Tolstoj, dem Grossvater des Dichters. Im allgemeinen kann man sagen, dass Tolstoj selten oder nie eine Figur rein aus seiner Phantasie schuf; bei jeder seiner Personen, die seiner Schöpferhand ihr luftiges, phänomenales Dasein verdanken, sass ein lebendiger Mensch, den der Dichter in seiner Wesensart erkannt und tief verstanden hatte, Modell. Zuweilen allerdings mischte der Zauberer in seinen Retorten die Elemente und braute aus dem Gemisch eine neue Kreatur. So ist Pierre, der natürliche Sohn des Grafen Besuchow, eines Granden aus der Zeit Katharinas, ein wenig Tolstoj selbst, wie er in seiner Jugend war: liederlich, vergnügungssüchtig, faul, unbeständig u. s. w., wie er sich in seinem Jugendtagebuch selbst beschreibt, und auch der Fürst Andrej Bolkonskij, Sohn des Generals, weist Züge des Dichters auf, hier nicht Schwächen wie bei Pierre, sondern Tugenden: Mut, Stolz und Wille zum Guten und Grossen. Von der liebenswürdigsten Gestalt im ganzen Roman, von Natascha, sagte der Dichter selbst: „Ich nahm Tanja (seine Schwägerin), zerstiess sie im Mörser mit Sonja (seine Frau), und daraus wurde Natascha."

Aber nicht nur Einzelwesen, Einzelschicksale zeichnete die Meisterhand Tolstojs in „Krieg und Frieden"; wir sehen viel-

mehr in das Leben einer ganzen Epoche hinein, die in ihrer Eigenart kraftvoll geschildert ist. Hier ist Kutusow, der Nationalheld, in seiner russischen Breite, der die unendliche Weite der russischen Erde in sein strategisches Calcul einbezieht und mit der Grenzenlosigkeit des Landes das geniale Individuum Napoleon schlägt. Und dort ist Platon Karatajew, der Urtypus des einfachen russischen Volkes, die sterbliche Zelle eines unsterblichen grossen Ganzen, in dem sie ihren Aufgang und Untergang hat, ausserhalb dessen sie nichts ist, wie es, jenes Ganze, nichts ist ohne sie, ohne diese unscheinbare Zelle, die den Begriff „Ich" nicht kennt, keine „Persönlichkeit" ist, in Sprichwörtern redet und so gelassen stirbt, wie ein Baum, den die Axt trifft.

Tolstojs „Krieg und Frieden" erinnert an die Fresken Michel Angelos, aber zugleich auch an die Miniaturmalerei eines Jan Breughel. Dieselbe Hand, die den Riesenstoff des Napoleonischen Kriegszuges gegen Russland meisterte, malte mit dem zartesten Pinsel auch die feinsten Details in der Zeichnung seiner Figuren, mitunter sogar im Uebermass.

Uns ist es heute klar, dass wir in diesem Roman eine der ganz grossen Schöpfungen des menschlichen Geistes vor uns haben; der zeitgenössischen Kritik aber war dies keineswegs klar; das Werk fand vonseiten einer gewissen engstirnigen Clique eine heftige und sogar giftige Ablehnung. Erstaunlicher ist, dass sogar ein Turgenjew, der europäisch gebildet war und selbst wundervolle Dichtungen geschaffen hatte, die ersten Teile des Werkes scharf ablehnte. „Wie ist das alles klein und künstlich!" schrieb er. „Kann denn Tolstoj sein ewiges Räsonnieren nicht lassen? Und dann diese Pathologie der Schlacht! Wo sind denn übrigens die charakteristischen Züge der Epoche? Wo ist das Zeitkolorit?" u. s. w. Sein Urteil änderte sich allerdings, als die weiteren Teile des Werkes erschienen waren. Jetzt findet er, dass es in dem Werk zwar unerträgliche, aber auch ganz erstaunliche Sachen gebe, und dass diese letzteren überwögen und so herrlich seien, dass in Russland niemand je Besseres geschrieben habe...

In den meisten Uebersetzungen sieht man das prachtvolle Werk Tolstojs wie durch einen Nebel; der eigentliche Stil des grossen Schriftstellers kommt darin kaum zum Vorschein. Die-

ser Stil —: es ist dies eine Art, eine unvergleichliche, neben dem, was er sagt, noch eine feine Stimme mitsingen zu lassen, die, wie die Musik, Unsagbares ausdrückt. Einmal ist die um das grobe Wort schwingende feine Stimme mit ironischer Energie geladen, und dies ist meist der Fall, wenn er die vornehme Welt schildert; ein andermal wieder ist es die Menschenliebe des allen Kummer seiner Geschöpfe mitleidenden Künstlers, die als ein nur feinen Ohren wahrnehmbarer Klang im Wort des Dichters lebt. „Krieg und Frieden" ist ein Buch, gross und vielgestaltig wie das Leben selbst; es ist für jeden ein anderes, je nachdem ob dieser oder jener Intellekt es betrachtet; es ist eine Welt für sich.